

Verlags-Preis... Druck- und Verlags-Preis... Redaktions-Preis...

Salleische Zeitung

Alle Freigebirge... Bezugspreise... Abonnement...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition... Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 26. Februar 1896.

Sechster Bureau: Postfach 88.

Halbamtliche sozialistische Literatur?

Es ist vor längeren Jahren nicht ohne Grund darüber gesagt worden, daß das amtliche Organ der deutschen Reichs- und preussische Staatsregierung, der "Deutsche Reichs- und preussische Staatsanzeiger", keine Spalten für sozialistische Weltansichten hergibt...

es natürlich überflüssig, darauf auch nur mit einem Wort zurückzukommen und den vorgelegten Kombinationen durch eine Widerlegung unwiderlegte ohne anzuhängen... * Im nächsten Monat beginnen im Reichstag die Verhandlungen über den Etat der Marineverwaltung...

treten. Der vom Bundesrat beschlossene Entwurf verlor den Zweck, die durch umfassende Untersuchungen festgestellten Mängel der Bienenrentnahrung zu heben... * Eine echte rechte Freiheit ließe sich der Weltl. Vortr. Cour., indem er den Agrariern folgende Klappschpemie in den Mund legt...

Parlamentarisches.

In der Reichstagskommission für das bürgerliche Gesetzbuch werden in die Beratung des zweiten Buches der Sachen der Sachen der Sachen der Sachen eingetragten... * Ueber die augenblickliche militärische Lage zwischen Rußland und Agram wird folgende Gemeldet: Durch die Zurückführung seiner deutschen Streitkräfte in die große Meuse von Rußland hat Rußland eine gute Verteidigungsgestaltung gewonnen...

Deutsches Reich.

* Kaiser Wilhelm erhielt gestern mehrere Audienzen und arbeitete längere Zeit mit dem Chef des Militärkabinetts. Es folgte die Entgegennahme militärischer Meldungen... * Die Kaiserin empfing gestern Vormittag den Besuch ihrer Schwester, der Frau Prinzessin Friedrich Leopold...



[Nachdruck verboten.]

Um eine Fürſtenkrone.

8) Roman von Reinhold Ortman.

Er bot ihr den Arm, doch Raſaella nahm denſelben nicht an. „Nein!“ erklärte ſie mit voller Entſchiedenheit. „Ich wüſche zu erfahren, was Graf Wenzel uns zu ſagen hat. Vielleicht kann er diesmal wenigſtens nicht umhin, uns ſein wahres Geſicht zu zeigen.“

Und nun wäre es in der That bereits zu ſpät geweſen, der Begegnung mit dem Suſarenoffizier auszuweichen; denn wenige Sekunden ſpäter ſtand Wenzel vor ihnen, in einem eleganten Jagdanzug gekleidet und mit einem Ausdruck lebhaften Bedauerns auf dem hübschen, ſonnengebräunten Geſicht.

„Ich lege mich Ihnen zu Füßen, verehrte Baſe!“ ſagte er, Raſaella die Hand küſſend. „Guten Tag Adelhaid! So alſo ſieht man aus, wenn man geradeswegs aus dem Paradiese kommt!“

„Laſſen wir die Nebensarten!“ ſiel ihm ſein Better mit einer Schärfe in's Wort, die dem Beſen des ehemaligen Diplomaten ſonſt fremd war. „Du ſiehſt, in welcher Lage wir uns jezt befinden. Onkel Chlodwig weigert ſich, uns zu empfangen!“

Graf Wenzel drehte an ſeinem langen blonden Schnurrbart. „Ich gäbe wer weiß was d'rum, wenn ich Dir auf dieſe Frage mit Nein antworten könnte. Aber Du kennſt ja den leidigen Eigenſinn des Fürſten, und Du weiſt, daß es ganz unmöglich iſt, mit ihm zu reden, wenn er einmal ſeinen Eiſenkopf auf etwas geſetzt hat.“

„Hat er Dir einen beſtimmten Auftrag für mich ertheilt, Wenzel?“

„hm! Allerdings! Aber einen Auftrag, den ich mit Deiner Einwilligung lieber für mich behalten könnte. Er iſt zornig, und in ſeiner Erregung wägt man ſeine Worte nicht ſo genau. Warum auch müſtet Ihr ohne vorherige Anmeldung hierher kommen? Es war — ehrlich geſprochen — nicht gerade ein meiſterhafter diplomatiſcher Schachzug, mein lieber Adelhaid.“

„Ich bitte Dich, auf jede Kritik meiner Handlungsweiſe zu verzichten; denn es wäre jezt nicht der rechte Augenblick, meine Beweggründe auseinander zu ſetzen. Aber ich wüſche zu erfahren, welcher Art die Weiſung war, mit der Onkel Chlodwig Dich hierher geſchickt hat. Was ſoll es nützen, wenn wir Verſteckens damit ſpielen!“

„Aber Du müſt doch fühlen, eine wie fatale Aufgabe das für mich iſt. Schon die Rückſicht auf Deine verehrte Gemahlin gebietet mir —“

„O, ich bitte Sie dringend, Graf Wenzel, keinerlei Rückſicht auf mich zu nehmen,“ unterbrach ihn Raſaella ironiſch. „Ich bin von Ihrer freundschaftlichen Theilnahme ſo feſt überzeugt, daß ich gewiß nicht daran denken werde, Ihnen einen Antheil zuzuschreiben an der unerhörten Beleidigung, die uns hier widerfährt. Die Beweiſe, welche Sie uns biſher von Ihrer Uneigennützigkeit gegeben, waren ja überzeugend genug.“

Mit bewunderungswerther Unbefangenheit gab ſich der Suſar den Anſchein, als habe er den Sarkasmus ihrer Worte gar nicht bemerkt.

„Ich hoffe es, meine gnädige Baſe!“ ſagte er, ſich artig gegen ſie verneigend. „Und ich bitte Sie, mir dieſe wohlwollende Gefinnung auch in der überaus peinlichen Lage zu erhalten, in der ich mich momentan Ihnen gegenüber befinde. Wenn es möglich wäre, durch die Mittel der Ueberredung irgend welchen Einfluß auf den Fürſten zu gewinnen, hätte ich ſicherlich nicht unterſucht gelaſſen, ihn umzuſtimmen. Aber Ihr Gemahl wird mir beſtätigen können, daß man leichter einen gereizten Stier durch gütliches Zureden beänſtigt, als ihn.“

„Es bedarf keiner Entſchuldigung!“ ſagte Adelhaid unmuthig, „denn es fällt mir nicht ein, Dich verantwortlich zu machen für Deinen Auftrag. Aber unſere Lage iſt eine zu unwürdige, als daß ich ſie ohne Noth verlängern möchte

Kurz und gut alſo: was haſt Du mir im Namen des Fürſten zu ſagen?“

„Daß er Deine Ehe als ungültig und als gar nicht vor-

handen anſieht und daß er einer Dame, die —“

Er ſtockte, doch Raſaella bligte ihn mit ihren dunklen Augen herausfordernd an.

„Nun — warum vollenden Sie nicht, Graf Wenzel? Sie hören ja, daß Sie nicht verantwortlich gemacht werden ſollen für Ihre Botſchaft.“

„Es iſt abſcheulich; aber da Sie einmal darauf beharren: daß er einer Dame, die ſich unter ſolchen Umſtänden Deine Frau nennt, in ſeinem Hauſe nicht zu begegnen wüſcht.“

Raſaella ſprach kein Wort, aber ſie war todtenblaß geworden, und ein leiſenſchaftlicher, haßprägender Blick traf das Antlit des Grafen. Adelhaid athmete ſchwer. Auch er antwortete nicht ſogleich, denn er ſchien unentſchloſſen, was er thun ſolle, um Verzeihung zu erlangen für einen ſolchen Schimpf. Erst nach einer langen drückenden Pauſe ſagte er mit erzwungener Ruhe:

„Da die Beleidigung von einem Manne ausgeht, von dem ich ritterliche Satisfaction nicht zu fordern vermag, trifft ſie meine Ehre oder die Ehre meiner Gemahlin nicht. Sage dem Fürſten, daß ich tief beklage, die Gaſtfreundschaft ſeines Hauſes auch nur eine Viertelſtunde lang in Anſpruch genommen zu haben, und ſage ihm weiter, daß ich die verwandtschaftlichen Bande, die mich mit ihm verknüpfen, als für immer zerriſſen betrachte. — Komm, Raſaella! Schon viel zu lange duldeten wir dieſes Dach über unſeren Häuptern.“

Dieſesmal legte ſie die Hand in ſeinen dargebotenen Arm; aber mit dem beißendſten Hohne, den ſie ihrer ſchönen tiefgefärbten Stimme zu geben vermochte, wandte ſie ſich gegen den Suſarenlieutenant.

„Sie hatten recht, Graf Wenzel; einen meiſterhaften diplomatiſchen Schachzug haben wir nicht gethan. Wir hatten eine feindliche Figur überſehen, die gefährlicher iſt, als wir es annehmen konnten. Aber noch iſt die Königin nicht geſchlagen, und der heimtückiſche Springer mag ſich in Acht nehmen, daß er nicht unversehens ſelber aus dem Spiel verſchwindet.“

„Raſaella!“ wollte Adelhaid unwillig mahnen, aber er ſprach das Wort nicht vollſtändig aus, verſtummt unter dem Eindruck der Ueberrachung, die ihm der Eintritt einer von haſtigem Laufen faſt athemloſen jungen Dame herbeite. Sie war ſchlank und geſchmeidig, eine echt aristoſtatiſche Erſcheinung und ein lieb-reizendes, blondhaariges Köpfchen erhob ſich auf dem weißen feingebildeten Hauſe.

„O, Gott ſei Dank, daß ich Dich noch finde, Adelhaid!“ rief ſie mit überzeugender Herzlichkeit, ihm ſchon aus der Entfernung von einigen Schritten beide Hände entgegenſtreckend. „Wie freue ich mich, Dich wiederzuſehen. Tausendmal wüſche ich Dir Glück zu Deiner Verheirathung. Willſt Du nicht die Freundschaft haben, mich auch Deiner Frau vorzuſtellen?“

Graf Adelhaid, der ihr in ſichtlicher Verwirrung die Hand geküßt hatte, ſagte befangen, indem er ſich gegen Raſaella wandte: „Meine Baſe Komteſſe Hertha Hohenſtein — die Tochter des Fürſten Chlodwig —“

Man konnte ſich keine auffälliger Veränderung vorſtellen als die, welche ſich plötzlich auf dem Antlit der ehemaligen Sängerin vollzogen hatte. An die Stelle des zornig diſſeren Ausdrucks war ein wahrhaft bezauberndes Lächeln getreten und ſie umarmte die etwas zaghaft zu ihr aufblickende Hertha mit beinahe ſtürmiſcher Zärtlichkeit.

„Ihre Güte macht mich namenlos glücklich, Komteſſe“, ſagte ſie weich. „Ich werde ſtolz ſein, wenn es mir gelingt, Ihre Freundschaft — nein, Ihre Liebe zu gewinnen.“

„O, ich zweifle nicht daran, daß wir Freundinnen ſein werden; denn meines auſpruchsvollen Betters Wahl kann nicht anders als trefflich geweſen ſein. Welch' ein Unglück, daß wir

nicht gleich jetzt Gelegenheit haben sollen, einander näher kennen zu lernen."

Rafaella suchte mit jenem raschen, lauernnden Blick, der ihren dunklen Augen zuweilen eigen war, in den Zügen des jungen Mädchens zu lesen. „Sie wissen also bereits, Komtesse?“ fragte sie halblaut, da die beiden Herren jetzt um einige Schritte zur Seite getreten waren. „Und Sie haben den Zorn Ihres Vaters gewagt, um mich lebenswürdig wie eine Schwester zu begrüßen?“

„Wie hätte ich anders gekonnt, da Ihnen doch meinem Gefühl nach so bitteres Unrecht geschah!“ gab Hertha mit reizender Offenheit zurück. „Sie dürfen nicht in Zorn und Groll aus diesem Hause scheiden, das Sie doch, wie ich zuversichtlich hoffe, binnen Kurzem als eine zweite Heimath betrachten werden.“

Rafaella seufzte wehmüthig auf. „Wie gut und wie großmüthig Sie sind. Seien Sie versichert, daß ich Ihnen das niemals vergessen werde.“

„O nicht doch!“ mehrte Hertha beschämt. „Ich habe ganz gewiß keinen Dank verdient. Da wir jetzt nahe Verwandte sind, und da mein Vetter Sie so lieb hat, ist es doch wohl ganz natürlich, das wir zusammenhalten.“

„Und fürchten Sie nicht, daß Fürst Hohenstein erfahren könnte, was Sie jetzt gethan? Besorgen Sie nicht, seinen Unwillen damit zu erregen?“

Ein besitzend lebenswürdiges Lächeln erschien auf Herthas feinem Gesichtchen.

„O nein! Mein Vater ist nicht so schlimm, als Sie es jetzt wohl leider annehmen müssen. Wohl kann er recht beharrlich sein in seinem Groll, wenn er eines seiner geheiligten Prinzipien verlegt glaubt oder wenn er sich persönlich beleidigt fühlt; aber in Wahrheit ist ihm hier doch wohl weder das Eine noch das Andere geschehen und ich bin sicher, daß er sich über kurz oder lang davon überzeugen wird. Auch Sie werden ihn gewiß noch von einer lebenswürdigeren Seite kennen lernen, als es heute der Fall gewesen.“

Zwischen den beiden Vettern hatte unterdessen eine Auseinandersetzung stattgefunden, die trotz ihrer kurzen Dauer und trotz des Flüßertones, in dem sie vor sich gegangen war, augenscheinlich einen recht lebhaften Charakter gehabt hatte. Nun trat Adelhard wieder auf die Damen zu und wandte sich an die Komtesse.

„Ich danke Dir aufrichtig für Dein verwandtschaftliches Benehmen, liebste Hertha! Aber Du begreifst, daß wir unsern Aufenthalt in einem Hause, in welchem man uns so ungeweilt die Thür gewiesen, nicht ohne Noth verlängern dürfen. Vielleicht können wir uns binnen Kurzem auf neutralem Boden wieder begegnen. Bis dahin ein herzliches Lebenwohl!“

Auch Rafaella verabschiedete sich von der jungen Gräfin in der zärtlichsten Weise. Der Husarenlieutenant verbeugte sich jetzt ziemlich steif, und nur ein paar Schritte weit gab er den Neuvermählten bei ihrem Fortgehen das Geleit. Hertha war an eines der großen Bogenfenster getreten und winkte mit dem Taschentuche, als vom Hofe herauf das Geräusch der davorrollenden Wagenräder vernehmlich wurde. Erstaunt wandte sie den Kopf, da sie fühlte, wie die Hand des Grafen Wenzel sich hindernd auf ihren Arm legte.

„Ich begreife Dich nicht, Hertha,“ sagte er in ernster Mißbilligung. „Dein Verhalten dieser Person gegenüber ist ja geradezu eine Demonstration gegen Deinen Vater, und Onkel Chlodwig würde guten Grund haben, Dir zu zürnen, wenn er es hätte beobachten können.“

„O, ich werde ihm gewiß kein Geheimniß daraus machen. Vielleicht schon nach kurzer Zeit wird er mir Dank dafür wissen, daß ich bemüht gewesen bin, seine unbillige Härte wenigstens zu einem kleinen Theil wieder gut zu machen.“

„Das möchte ich denn doch sehr bezweifeln. Fürst Chlodwig weiß sehr wohl, was er der Würde seines Hauses und der Ehre unseres Namens schuldig ist. Wenn er zum ersten Male die sprichwörtliche Gastfreundschaft der Hohenstein verleugnet hat, so that er es gewiß nicht ohne den allerkräftigsten Grund.“

„Ich habe mich bisher nicht viel um diese Dinge gekümmert, und es wird mir darum hoffentlich nicht als Verbrechen angerechnet werden, wenn ich in Adelhard's Heirath weder etwas so Schreckliches für ihn noch ein besonderes Unglück für uns erblicken kann. Er wird sicherlich kein anderes als ein achtungswerthes Mädchen zum Altar geführt haben, und die etwaigen Lücken in ihrer Ahnenreihe können ihn gewiß nicht hindern, glücklich zu sein.“

Der Husarenlieutenant machte noch immer ein überaus ernstes Gesicht. „Was die Achtungswürdigkeit

dieser Theaterprinzessin anbelangt, so kann ich mich dar über mit einem jungen Mädchen nicht weiter unterhalten. Aber ich finde, daß Du sehr sonderbare Anschauungen und Gewohnheiten von Deinem letzten Berliner Aufenthalt mitgebracht hast, liebste Hertha! Ist diese merkwürdige Vorurtheilslosigkeit vielleicht auch eine Frucht des Samariterinnenfurjus, den Dich die vereinswüthige Baronin Edarstein durchmachen ließ?“

„Ich habe in diesem Samariterinnenfurjus, wie Du meine Berliner Armenbesuche spöttisch nennst, allerdings mancherlei gelernt,“ erwiderte sie ruhig, „wenn es auch nicht gerade die Baronin Edarstein ist, der ich zu Dank dafür verpflichtet bin. Ich habe vor Allem gelernt, daß wir nicht allzu bereitwillig sein sollen, die Fehler und Verirrungen Anderer zu verdammen, und daß wir mit einem guten Wort oder mit einer menschenfreundlichen Handlung zur rechten Zeit leicht manchem schwerem Unglück vorbeugen können.“

„Eine kleine Philosophin also bist Du geworden? Möge nur der Himmel geben, daß Du nicht allzu viel Gelegenheit hast, Deine philanthropischen Maximen auch in Thaten umzusetzen.“

„Ich weiß nicht, wie ich diesen Wunsch verstehen soll, Wenzel, und ich vermag, offen gestanden, überhaupt nicht recht zu begreifen, was Dich veranlaßt, eine so eingehende Kritik an meinen Aeußerungen und an meinen Handlungen zu üben.“

„Habe ich Dich etwa gekränkt, Hertha?“ fragte er rasch und in ganz verändertem zärtlich besorgtem Ton. „Das thut mir leid, denn Du weißt ja, wie weit entfernt ich von einer solchen Absicht bin. Was mich bestimmt, Dir einen freundschaftlichen Rath zu ertheilen, wenn Du Dich einmal meinem Gefühl nach auf einem falschen Weg befindest, ist doch allein meine —“

Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern reichte ihm mit einem Lächeln, das ganz gegen ihre sonstige aufrichtige Art etwas gezwungen schien, die Hand.

„Ich glaube es Dir, Wenzel! Und ich bin Dir auch nicht böse. Wir wollen nach wie vor gute Kameraden bleiben.“

„Nur gute Kameraden Hertha? Warum hinderst Du mich immer wieder geflissentlich daran, auszusprechen, daß ich Dir so gerne mehr — viel mehr sein möchte, als nur ein guter Kamerad? Fürchtest Du Dich so sehr vor der Nothwendigkeit, mir eine Antwort darauf zu geben.“

Da sah sie ihm offen in die Augen und erwiderte ruhig: „Ja ich fürchte mich davor! Denn ich würde wahrlich nicht, wie diese Antwort lauten sollte. Warum kann denn nicht vorläufig zwischen uns Alles beim Alten bleiben, Wenzel? Später werde ich Dir vielleicht einmal eine Antwort geben können, wie Du sie zu erhalten wünschst. Heute — Du darfst mir darum wirklich nicht böse sein! — heute könnte ich es nicht.“

Graf Wenzel küßte die kleine Hand, die er so lange in der feinnigen behalten. Dann reichte er seiner Waise den Arm und führte sie, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, dem an den Beinhstuhl gesesselten Fürsten wieder zu.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Verbotene Speisen.

Eine Blauderei von Dr. Paul Härtel [Berlin.]

„Sie sind entsetzlich, Doktor,“ sagte sie ärgerlich und verzog das Mäulchen. „Wie man überhaupt so etwas aussprechen kann!“

Er lachte. „Aber ich bitte Sie, Gnädigste! Meine ganze Schuld besteht in der harmlosen Frage, ob wir nicht mal beim Diner Pferdefleisch nehmen wollen und ob —“

„Himmel, dieser Mensch!“ schüttelte sie sich. „Sie Unglücksrabe wiederholen es auch noch einmal! Wollen Sie denn, daß ich heute nichts mehr anrühre?“

Er lehnte sich seelenvergnügt in den Sessel zurück. Dann ward er ernster. — „Können Sie mir sagen, weshalb Sie kein Pferdefleisch essen wollen?“

„Allerdings. Ich habe einen . . . einen wahren Ekel, wenn ich nur daran denke.“

„Hm. Weshalb eigentlich? Sie umgehen ja die interessante Frage: wie kamen Sie zu dem Ekel, weshalb entstand er? Ist das Pferd nicht reinlicher als das Schwein? Ist seine Nahrung nicht die nach unsern Begriffen sauberste? Und trotzdem dieser Abscheu?“

Die junge Frau sah ihn von der Seite an. „Sie kenn' ich ja, Sie beweisen mir auch, daß das Blaue roth ist. Aber es nützt nichts. Mögen Sie mir zehnmal klar machen, daß dieser Ekel thöricht ist — er ist doch nun einmal

da, Verehrtester, dürfte also wohl auch begründet sein. Na, und Sie Theoretiker, ob Sie wirklich selber an dem Rostfleischbinder theil nehmen?!"

"Nein," antwortete er ruhig. "Mir ergeht's wie Ihnen. Nur möchte ich den Grund wissen."

"Die Gewohnheit denk ich," meinte die junge Frau. Wir haben eben niemals —"

"Halt," unterbrach er sie. "da geht es nicht weiter. Denn erstens, weshalb ist diese Gewohnheit entstanden? und zweitens: die alten Germanen haben das Pferd geschlachtet und gegessen, es den Göttern geopfert und seinen Schädel auf die bekannten Reibstangen ober den Dachgiebel gepflanzt. Und brauch ich Ihnen erst zu sagen, daß eine arme Menge von Völkern, daß unsere ärmere Bevölkerung mit Vergnügen das Fleisch des Pferdes verzehrt? Erinnern Sie sich vielleicht, daß 1892 der Thierarzt Decroix in Paris ein Banquet veranstaltete, auf dem es gegessen ward und auf dem lange Lobreden auf den Wohlgeschmack des edlen Rosses gehalten wurden? Weshalb hegen wir trotzdem das Vorurtheil, weshalb ist dieses schöne saubere Thier verbotene Nahrung? Ja, weshalb essen wir keinen Hundbraten?"

"Es wird immer schöner," lachte seine Partnerin. "Nächstens fragen Sie noch: weshalb essen wir kein Menschenfleisch?"

"Es soll sehr gut schmecken," warf er trocken ein. "besonders von jungen Mädchen und Kindern. Aber im Ernst: es giebt kaum ein Problem, das interessanter wäre, als die Speisefarten der verschiedenen Völker zu verfolgen, die bald geschrieben, bald ungeschrieben sind, überall jedoch auftauchen. Und noch interessanter ist es, sie auf ihre Ursachen hin zu prüfen."

Sie legte die Schuhchen übereinander, drückte sich behaglich in die Polster des Sessels und sagte:

"Doktoren Sie, Herr Professor. Ich bin ganz Ohr. Aber schonen Sie mich möglichst und denken Sie daran, daß ich heute noch dinniren möchte."

"Ganz ohne Sorge, Gnädigste. Ein Beispiel wie es der tapfere Oberst im russischen Generalstab, Herr von Prschewalski, erzählt, soll nicht mehr vorkommen. Nämlich als der eine Ente verzehrte, erbrach sich sein mongolischer Diener vor Ekel, schüttelte sich, als als Mittagbrot ungewaschene Hammeldärme und dachte, wir Mongolen sind doch bessere Menschen. Verzeihen Sie nicht das Gesicht — ich bringe das nur vor, damit Sie sehen, wie verschieden der Geschmack ist und daß man "über Justen" nicht streiten soll."

Nun dürfen Sie nicht fragen: was ist verboten? denn sonst kann ich bis morgen früh mit der Aufzählung nicht zu Ende kommen. Nur ein paar Beispiele, die mir gerade einfallen. Die Indianerstäme Brasiliens essen weder das Huhn noch das Ei des Huhnes, obwohl sie direkt Geflügel züchten. Dasselbe ist auf Hainan, einer chinesischen Insel, der Fall: ferner meiden die Somali Hüfnerfleisch, und im alten Indien ward es gleich dem Schweinefleisch unterjagt.

Die Speiseverbote der Juden kennen Sie ja allein. Außer dem Schwein dürfen sie auch keine Fische essen, denen Schuppen und Flossfedern fehlen, und weder gefallenes, noch von wilden Thieren zerrissenes Vieh anrühren. Auch die südafrikanischen Neger scheuen vor Fischen zurück. Affen werden von den Eingebornen selten verzehrt; die europäischen Reisenden, die doch sonst nicht verwöhnt sind, empfinden gleichfalls einen Widerwillen dagegen.

Auch Rindfleisch steht häufig auf der Liste der unterjagten Speisen. Und zwar gerade dort, wo die meisten Rinder gezüchtet werden; unter den Nomadenstämmen in Afrika, bei den Indern z. z., während ein hübscher Rostbraten eher passirt. Ragenfleisch ist bekanntlich den Aegyptern verboten. Die orthodoxen Russen und Kaffern dürfen keine Kälber schlachten. Aber auch eine Unmenge spezieller Vorschriften existirt, wonach dieses oder jenes Nahrungsmittel während einer bestimmten Zeit nicht genossen werden darf."

"Sehr schön," nickte die junge Frau. "Aber ich zerbrech' mir eben den Kopf, weshalb die Juden Speisevorschriften haben und die Christen nicht."

"Ich muß Sie korrigiren. Der Papst Zacharias hat eine ganze Liste derjenigen Nahrungsmittel ausgearbeitet, die der gläubige Christ nicht zu sich nehmen soll. Dohlen, Krähen und Störche sind darunter; am meisten gewarnt wird jedoch vor dem Fleisch der Biber, der wilden Ferde und der — erschrecken Sie nicht — der Hasen! Fällt Ihnen übrigens an der ganzen bisher gegebenen Zusammenstellung nichts auf?"

Sie schüttelte den Kopf.

"Na, es ist doch sonderbar, daß immer nur Fleischspeisen"

verboten worden sind, und niemals, ein paar äußerst seltene Ausnahmen abgerechnet, Früchte und Gemüse. Das ist die erste "Uebereinstimmung der Völker", und sie ist deshalb wichtig, weil sie beweist, daß die Menschen anfangs nur Fruttiphagen gewesen sind, wie die Affen noch heute, und erst später Fleischfresser wurden, vielleicht durch Entdeckung des Feuers."

"Sie sagten vorhin, die Ursachen seien wichtiger als die Thatfachen an und für sich. Möchten Sie mir da nicht ein 'Sesam, öffne dich' geben?"

"Mit Vergnügen. Daß die Somali keine Hühner essen, ist mir egal — ich für meine Person schwärme für Wiener Backhähndl — aber aus welchem Grunde es geschieht oder vielmehr nicht geschieht, wie die Leute auf den Gedanken kamen, das ist mir interessant. Da kann man Psychologie der Menschheit treiben."

Meistens nimmt man nun an, daß die Religion es ist, die derartige Vorschriften erläßt. Aber das ist doch eine magallische Behauptung. Sie werden auf die Speiseverbote der Juden verweisen. Ja, aber bei ihnen war das religiöse auch gleichzeitig das staatliche Recht. Und weshalb war das Schweinefleisch verboten? Gewiß spielte die äußere Unsauberkeit eine Rolle; mehr jedoch die Wahrnehmung, daß der Genuß des fetten Fleisches in den heißen Ländern schädlich sei. Aber dahin kommen wir erst später. Wir können drei Motive beobachten, aus denen die Unterjagung des Genusses verschiedener Thiere resultirt.

Zunächst die äußeren. Der naturgemäße, weil aus natürlich-ästhetischen Empfindungen hervorgehende Ekel gegen einige Thiergruppen führt dazu, das Fleisch dieser Wesen nicht anzurühren. Der Ekel resultirt aus der äußeren Gestalt oder aus der Nahrung und Lebensweise des Thieres. Ein Schakal, der Nas frist; das Schwein, das im Schmutze wühlt; die Schlange, deren faltig-schleimige Haut die berührende Hand schauern macht — vor alledem entsetzen sich aus natürlichen Gründen ganze Völker. Die Folge ist, daß auch Thiere, die an die genannten erinnern, vom Genuß ausgeschlossen werden, so z. B. von den Negern die Fische, die sie an die Schlange mahnen. Die ostafrikanischen Hamiten gaben für ihre Verschmähung der Fische direkt diesen Grund an. Die Wangamweji denken nicht daran, die Geschirrantilope zu essen, weil sie ekelzerregend gezeichnet ist auf dem Fell. Und die unendlich vielen Negerstämme, die sich des Genusses von Eiern enthalten, thun es nur, weil nach ihrer Ansicht Eier die Exkremente der Vögel sind.

Es ist ferner ohne Weiteres klar, daß ein Hauptmotiv die schon ange deutete berechnigte oder unberechnigte Vorstellung von der Schädlichkeit mancher Nahrungsmittel bildet. Ein Thier, nach dessen Genuß zufällig einer oder mehrere der Stammesangehörigen erkrankt sind, wird vom ganzen Volk verfehmt. Oft geschieht es, daß die Eingeborenen keine Ahnung von der Giftbarkeit dieses oder jenes Fleisches resp. dieser oder jener Frucht haben. Humboldt erzählte, er hätte sie manchmal erst davon überzeugen müssen.

Zu den äußerlichen treten nun religiöse Motive. Das häufigste: dieses oder jenes Thier ist einem Gotte geweiht, darf deshalb nicht verzehrt werden. Das bekannteste Beispiel sind ja die Vorschriften der alten Aegypter hinsichtlich der Krokodile, Katzen u. s. w. Damit hängt es zusammen, daß man auch alle Nachtvögel schont, denn die meisten Naturvölker glauben, daß die Seelen der Verstorbenen in dieser Gestalt umherstiegen. Und schließlich gehören hierher auch die auf totemistischer Grundlage beruhenden Speisegesetze —

Sie sehen mich an? Sie wissen nicht, was das heißt, totemistische Grundlage? Haben Sie keine Indianerbücher gelesen? Totems sind die Wappenthiere, deren jedes vornehme Geschlecht eins führt. Der "wilde Jaquar" oder der "starke Bär" — so heißen ja die Indianerhäuptlinge, die uns so entzückten. Nun, das ganze Geschlecht steht mit dem Wappenthier in engster Verbindung, es ist dem Geschlecht, ja dem ganzen Stamm heilig und darf deshalb nicht getödtet werden. Das ist der Totemismus, der auch in Australien vorkommt."

Die junge Frau schien noch immer unzufrieden.

"Aber das Alles", warf sie ein. "kann mir noch nicht erklären, weshalb z. B. das Pferde- und Hundfleisch verboten ist. Bei dem letzteren mag ja der eigenthümliche Geruch schuld sein — aber das Pferd? Es ist, wie sie selbst sagten, so sauber und reinlich, daß ein Ekel eigentlich nicht aufkommen dürfte, und irgend welche religiöse Vorschriften und Empfindungen würden wir auch nicht verlegen."

"Religiöse nicht, jedoch sittliche," erhielt sie zur Antwort. "Und"

dar
Aber
wohnt
basi,
viel-
ich die

meine
lei ge-
die
et bin.
g sein
n, und
reund-
Un-

Möge
t hat,
n."
Wen-
zu
ist an

r rasch
thut
er sol-
schaft-
Befühl
e" —
einem
as ge-

nicht

u mich
Dir so
merad?
eine

rubig:
nicht,
vor-
Später
e, wie
darum

in der
und
den

ten.)

und
aus-

Schuld
Diner

glücks-
t, daß

Dann
ke kein

wenn

effante
? Ist
Nah-
soßdem

Blaue
klar
einmal

das ist der dritte und interessanteste Punkt. Es ist unmoralisch, wenigstens sträubt sich das menschliche Gefühl dagegen, ein Thier zu schlachten und zu verzehren, das mit uns sozusagen, Freund und Leib theilt, das uns ein treuer Helfer in der Arbeit, vielleicht gar ein Hausgenosse ist. Und nicht nur wir überkultivirten Menschen haben dieses Empfinden. Die Dinka am oberen Nil, die in und mit ihren Kindern leben, schlachten höchst ungern ein Thier und — was das Wichtigste ist — der Herr des geschlachteten Kindes nimmt an dem Schmause nicht Theil. Den Indern war aus demselben Grunde die Kuh, den Römern der Hflugtier unverletzlich. Es war bei Todesstrafe, in späteren Zeiten bei Strafe der Verbannung verboten, ihn zu tödten, weil auch er ein „Landmann“ wäre.

Bei uns hat das Kind die bevorzugte Stelle, die es für Nomadenvölker einnimmt, verloren und sie dem Pferde abgetreten. Und deshalb essen wir kein Pferde-, deshalb kein Hundesteisch, deshalb auch verschmähen die Kaffern Glefantenbraten. Der Glefant, sagen sie, ist ein halber Mensch mit seiner Klugheit. Und nun werden Sie sich auch erklären können, weshalb die Affen geschont werden und weshalb auch europäische Reisende einen Abscheu dafür haben, diese Thiere zu verpeisen. Es sieht aus, hat einer mal gesagt, als ob man ein kleines Kind aufißt. Karl v. d. Steinen erzählt in seinem Buche „Durch Zentral-Brasilien“ von Indianern, die sich nicht entschließen können, die Fühner, die sie aufziehen, zu schlachten. Ja, fügte er hinzu, selbst daß Fremde Fühnererier aßen, kam den Yuruma schon sehr moralisch vor. Ich glaube also, Herr Decroix in Paris wird erst dann Glück haben mit seinem Versuch, das Pferdefleisch als Nahrungsmittel einzuführen, wenn alles elektrisch und die Hilfe der braven Säule entbehrlich geworden ist. Und am Besten wird es der Bauer übers Herz bringen, seine Arbeitshelfer zu verzehren. Eher noch, wie wir das ja sehen, die Großstädter. „Dixi domina!“

„Und ich danke, Herr Professor. Sie sind es nicht, aber verdienen es zu sein.“
 Er zuckte lächelnd die Achseln.
 „Wollen Sie zum Schluß noch einen Rath haben, Gnädigste!“
 — „Essen Sie immer allein!“
 „Weshalb?“ fragte sie erstaunt.

„Um. Haben Sie noch nie gemerkt, daß gerade beim Essen es sehr unangenehm ist, wenn ein anderer Sie scharf beobachtet? Ja? Nun sehen Sie! Herr von den Steinen sagt sehr hübsch, daß auch die Thiere ihren Raub bei Seite schleppen und entfernt von den andern verzehren. Uns überschleicht ein peinliches Gefühl, das vielleicht damit zusammenhängen mag, das wir uns des Menschlich-Natürlichen zu schämen anfangen, je „vergeittigter“ wir Kulturmenschen werden. Und für Sie besonders, gnädige Frau, liegt ein Verbot des Zusammenpeisens von einem der berühmtesten Franzosen vor.“

„Und das wäre?“
 „Könige — sagte der Mann sehr hübsch — Dichter und schöne Frauen sollten immer für sich in einsamer Kammer speisen. Sie essen zu sehen, raubt uns die vage Illusion des Reinen, Ueberirdischen, das wir mit allen Dreien verbinden.“
 „Ohne Kompliment geht es also wirklich nicht? seufzte sie verzweifelt. „Sie sind unausstehlich damit.“
 Aber sie lachte ganz spitzbübisch zu ihren eigenen Worten.

Allerlei.

Der verwickelte Fall. Die „Presse“ veröffentlicht folgende Zuschrift, die ihr angeblich von einem Abonnenten zugegangen ist: „Elise“, sagte ich eines Abends zu meiner Frau, „glaubst Du, daß Du mich lieber hast, als ich Dich lieb habe, oder daß ich Dich lieber habe, als Du mich lieb hast?“ Ohne von ihrem Wirtschaftsbuche aufzuweichen, antwortete sie: „Dreißen von achtundzwanzig, wie viel bleibt da?“ — „Nun, ich glaube, daß Du, wenn ich zu Dir spreche, die Liebesswürdigkeit haben sollst, mir zuzuhören“, sagte ich. — Sie erwidert: „Die Wochenrechnung beim Fleischhauer macht zwölf Gulden sechs Kreuzer aus; er hat schon zweimal hergeschickt. Und sei so gut und schlag nicht so auf den Tisch auf, sonst wirst Du noch die Linte ausschütten!“ — „Ich habe nicht auf den Tisch geschlagen, sondern nur mit der Hand in vergeißlicher Ungeduld darauf geklopft. Ich habe vor einer Weile eine klare Frage an Dich gerichtet und ich würde wünschen, eine klare Antwort zu erhalten.“ — „Wer sagt Dir, mich mit Fragen zu irritiren, wenn ich rede?“ — „Was giebt's also?“ — „Ich fragte Dich: Glaube ich — das heißt, glaubst Du — daß ich mich lieber hab. — nein, daß Du mich lieber hast — Pardon, ich beginne nochmals. Wer von uns Beiden, würdest Du sagen, hätte den Andern lieber als der Andere den Ginen aber, Himmelfreuzdonnermetter, Du weißt ja ohnehin, was ich meine!“ — „Ich weiß gar nichts, als

das Eine, daß Du nicht zu fluchen brauchst.“ — „Ich habe nicht geschworen. Wenn Du mich nicht verstehst, so werde ich es versuchen. Dir die Frage so begreiflich als nur möglich zu machen. Hast Du lieber, als ich habe? Nun?“ — „Lieber? Wen?“ — „Einer den Andern“, — „Du meinst, daß Jeder von uns den Andern lieber hat, als der Andere — Jeden?“ — „Nein, das meinte ich nicht. Ehe Du die Frage in Unordnung gebracht hast, war sie klar, wie nur etwas. Nun sag auf. Wir sind Zwei, nicht wahr?“ — „Natürlich, das wußte ich ohnehin; aber...“ — „Warte eine Minute. Ich will, daß Du mich diesmal verstehst. Welcher von diesen Beiden, würdest Du sagen, hat den Andern lieber, als der Andere den Andern genau so lieb hat, oder würdest Du sagen, daß Jeder von uns den Andern genau so lieb hat, als der Andere? Verstehst Du mich jetzt?“ — „Beinahe. Sags noch einmal.“ — „Würdest Du der Meinung sein, daß Keiner von uns den Andern lieber hat, als Beide Jeden lieb haben, oder, daß der Eine den Andern lieber hat, als der Andere den Andern, und wenn dem so ist, warum?“ — „Nun hast Du Dich verständlicher ausgedrückt, wie früher“, sagte Elise. „Es scheint, daß Du jetzt selbst nicht mehr weißt, was Du meinst. Komm zum Nachtmahl und rede vernünftig.“ — Als ich mich zum Nachtmahl niederlegte, lächelte ich cynisch. „Dies erstaunt mich nicht im Geringsten“, bemerkte ich, „denn ich habe bisher noch kein weibliches Wesen kennen gelernt, welches im Stande gewesen wäre, logisch zu denken und ich glaube, daß ich ein solches weibliches Wesen auch niemals werde kennen lernen.“ — „Nun“, meinte Elise, „man kann nicht logisch sprechen, wenn man nicht weiß, wovon man zu sprechen hat und ich weiß nicht, wovon Du sprichst, und Du scheinst es selbst nicht zu wissen, oder wenn Du es weißt, bist Du viel zu unklar, um es jemandem verständlich zu machen. Wenn Du logisch zu sprechen wünschst, so äußere Dich über die zwölf Gulden sechs Kreuzer des Fleischbauers.“ — „Wenden wir uns nicht von unserem Thema ab, Elise. Ich fragte Dich, wer von uns Beiden Deiner Ansicht nach den Andern lieber hat und Du konntest dies nicht verstehen.“ — „Aber das verstehe ich ja. Warum hast Du denn das nicht gleich gesagt?“ — „So weit ich mich erinnere, waren dies meine präzisen Worte.“ — „Aber nein! Du sagtest: Wenn Keines von uns Beiden den Andern lieber hat, als Einer den Andern, wer von uns Beiden würde es sein? Oder so etwas Aehnliches.“ — „Aber wie hätte ich denn einen solchen Unsinn reden können.“ — „Ah!“ rief sie, „wenn die Männer die Geduld verlieren, so wüßten sie niemals was sie reden.“ — Wir hatten dann einen kleinen Streit, denn ich mußte diese, das ganze männliche Geschlecht tief beleidigende Aeußerung auf das Entschiedenste zurückweisen, und seither ist ihm meine Frau mit mir und weiß noch immer nicht, ob sie glaubt, daß sie mich lieber hat, als ich sie lieb habe, oder ob ich sie lieber habe, als sie mich lieb hat.

Wächte Eifersucht. Die Frau des Klaviersvirtuosen Taffelmeier ist so eifersüchtig, daß sie jeden Abend die Locken ihres Gatten nachzählt, ob er nicht eine davon verfenkt hat.

Beim Dichter. Dichtersgattin zu ihrem Manne: „Aber Arthur, wach eine Unordnung in Deinem Zimmer! Du hast wohl wieder einmal einen Keim nicht finden können!“

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Gesunde Kinder.** Zeitschrift für kindliche Gesundheits- und Krankenpflege. I. Jahrgang 1896. Nr. 1. Preis frei ins Haus geliefert 0,75 M. pro Quartal, sowohl bei der Post, den Buchhandlungen als auch direkt bei der Verlagsbuchhandlung. Alle 14 Tage erscheint eine Nummer. Diese Zeitschrift, die sich der Pflege unserer Kinder in gesunden und kranken Tagen widmet, und zwar mit dem Ziele: Die Lehre einer wahrhaft naturgemäßen, physischen Kindererziehung in die weitesten Kreise zu tragen, wird von den Beteiligten gewiß mit hohem Interesse aufgenommen und gelesen werden. Die Fürsorge für das körperliche und geistige Gedeihen der Jugend ist eine ebenso wichtige als dankbare Aufgabe. Wir können bei naturgemäßer Erziehung oft noch aus einem von Haus aus schwächlichen Kinde einen rauhbarren, kräftigen Menschen entwickeln, und können — ein leider weit häufigeres Vorkommniß! — aus einem von Geburt körperlich gut begabten Kinde einen Schwächling, oder gar einen Krüppel, erziehen. Jeder Vater, jede Mutter, jeder Erzieher wünscht sich an Leib und Seele „gesunde Kinder!“ Den Weg zu diesem velpergachten und doch so oft verfehlten Ziele wollen diese Blätter zeigen. Dem Wohle und Gedeihen werdender Geschlechter sind sie geweiht! Die Aufsaben, die sich diese Zeitschrift gestellt, sind nicht nur ideal schön, sondern auch praktisch werthvoll! Deshalb wird derselben eine Unterstützung aller Eltern, Lehrer, Erzieher aller Kinderfreunde sicher sein. Möchte niemand, der Kinder lieb hat und dem Sorge für Kinder obliegt, versäumen, Leser dieser Zeitschrift zu werden, die wie keine andere, geeignet ist, den Abonnementspreis hundertfach wieder einzubringen. „Gesunde Kinder“ sollte von allen Eltern gehalten und gelesen werden!

